Pedro Lemebel

Torero, ich hab Angst

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1551 der Bibliothek Suhrkamp

Pedro Lemebel
Torero, ich hab Angst

Roman

Aus dem Spanischen
von Matthias Strobel

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel
Tengo miedo torero bei Seix Barral, Santiago de Chile.

Der Übersetzer dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für seine Unterstützung.
Die Übersetzung aus dem Spanischen wurde mit Mitteln
des Auswärtigen Amtes unterstützt durch die Gesellschaft zur
Förderung der Literatur aus Afrika, Asien, Lateinamerika e. V.

Erste Auflage 2023
© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
© Archivo Pedro Lemebel, 2001
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach einem Konzept von Willy Fleckhaus
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-22551-6

www.suhrkamp.de

Torero, ich hab Angst

Die Quelle für dieses Buch sind zwanzig Seiten, die ich Ende der achtziger Jahre schrieb. Jahrelang lagen sie verschollen zwischen Fächern, Seidenstrümpfen und Kosmetika, die ihre romantisch schöne Handschrift mit Lippenstift verschmierten. Jetzt überreiche ich diese Geschichte und widme sie mit Feuereifer Myrna Uribe (La Chica Myrna), unserem kleinen esoterischen Epizentrum, die mit ihrer poetischen Gelassenheit den Abend des Kojoten verscheuchte. Und Cecilia Thauby (La Ceci), unserer verliebten Heldin. Cristian Agurto (El Flaco). Jaime Pinto (El Julio). Olga Gajardo (La Olga). Julio Guerra (El Pato) – das Herz schnürt sich mir zusammen, wenn ich an seine sanften Augen und seine Gestalt einer kaputten Nelke denke, durchlöchert von den Kugeln der Geheimpolizei in der Wohnung in Villa Olímpica. Oriana Alvarado (La Julia). Der Alten vom Krämerladen, einer Tratschtante vor dem Herrn, doch schweigsam wie ein Grab, wenn jemand Fragen stellte. Und schließlich dem Haus, wo in der purpurnen Nacht jener Tage elektrische Utopien flatterten.

Als zöge man einen Gazeschleier von der Vergangenheit, einen verbrannten Vorhang, der im Frühjahr 86 aus dem offenen Fenster jenes Hauses schwebte. Ein Jahr im Zeichen brennender Autoreifen auf Santiagos Straßen, die im Würgegriff der Polizeipatrouillen waren. Ein Santiago, das allmählich zu töpfeschlagendem Protest und zu den Blitzen des Stromausfalls erwachte; Ketten, die auf Kabel trafen, elektrischer Funkenschlag. Danach das völlige Dunkel, die Lichter eines Panzers, das Stehenbleiben, du Scheißkerl, die Schüsse und das panische Wegrennen, wie metallene Kastagnetten, die den Filz der Nächte zerfetzten. Diese düsteren Nächte, verziert mit Schreien, dem unermüdlichen »Und er wird stürzen« und den vielen, unendlich vielen allerneuesten Meldungen, geflüstert vom Radioecho des »Diario de Cooperativa«.

Dann das zierliche Häuschen am Eck über drei Etagen mit nur einer Treppe, die wie eine Wirbelsäule hinauf zur Dachterrasse führte. Von dort hatte man einen Blick auf die im Halbdunkel liegende, von einem undurchdringlichen Staubschleier gekrönte Stadt. Sie war ein Taubenschlag, eine Balustrade, kaum groß genug, um Bettlaken, Tischdecken und Unterhosen aufzuhängen, gehisst von den Marimbahänden der Tunte von der Front. Morgens

trällerte sie bei offenem Fenster das *»Ich habe Angst, Torero, ich habe Angst, dass heute Nachmittag dein Lachen schwebt«*. Die ganze Gegend wusste, dass der neue Nachbar so war, eine Braut aus dem Viertel, die allzu entzückt war von diesem heruntergekommenen Bau. Ein Flatterling mit zusammengezogenen Augenbrauen, der eines Tages ankam und fragte, ob diese erdbebengebeutelte Bruchbude an der Ecke zu mieten sei. Diese Soffitte, die nur noch vom städtischen Aufsteigertum besserer Zeiten gehalten wurde. Jahrelang verriegelt, voller Ratten, Seelen und Fledermäuse, denen die Tunte unerbittlich den Kehraus machte, voller Spinnweben, die sie mit Staubwedel und Besen wegkratzte, mit ihrer Energie eines Falsettschwulen, Lucho Gatica singend, »Besame mucho« hustend, in den Staubwolken und zwischen dem Gerümpel, das sie auf dem Gehweg stapelte.

Fehlt nur noch der Bräutigam, tuschelten die alten Weiber auf dem Gehsteig gegenüber, während sie sich ihr Kolibrigeflatter am Fenster ansahen. Aber sympathisch, sagten sie, während sie ihren altmodischen Liedern lauschten, den Kopf im Takt ihrer gestrigen Melodien wiegten, die das ganze Viertel aufweckten. Diese gefühlsselige Musik, die morgens alle aus den Betten holte: die übernächtigten Ehemänner, die faulen Söhne und Töchter, die sich in ihre Laken rollten, die schlechten Schüler, die nicht zur Schule wollten. Das »Halleluja«, geschmettert von Cecilia, diesem neuen Sternchen am Schlagerhimmel, war der Weckruf, der Hahnenschrei im Morgengrauen, ein musikalisches Geheul, das die Tunte

bis zum Äußersten ausreizte. Als wollte sie ihn mit aller Welt teilen, diesen kitschigen Text, der ihre Nachbarn aus dem Schlaf riss: *»Und daa-nn … und da-ann nimmt dei-ei-ne Ha-a-nd die meiei-ei-ne.«*

Und so wurde die Tunte von der Front sehr schnell ein Teil dieser sozialen Fauna kleiner Leute, in diesem Viertel Santiagos, wo man sich zwischen Müßiggang und dem viertel Kilo Zucker, das man anschreiben ließ, die Flöhe kratzte. Im kleinen Krämerladen des Viertels, dem Epizentrum des Geschnatters und Getratsches über die politische Situation des Landes. Die Bilanz der letzten Protestaktionen, die Erklärungen der Opposition, die Drohungen des Diktators, die Aufrufe für September. Diesmal ja, 86 wird er nicht überstehen, 86 ist unser Jahr. Alle in den Park, alle zum Friedhof, zum Grab des ermordeten Präsidenten, mit Salz und Zitronen, um den Tränengasbomben zu widerstehen, und die vielen, unendlich vielen Pressemitteilungen, die ständig aus dem Radio plärrten.

HIER SPRICHT RADIO COOPERATIVA,
MANOLA ROBLES INFORMIERT

Aber um Politik scherte sie sich kaum. Sie bekam eher einen Schreck, wenn sie diesen Radiosender hörte, der immer nur schlechte Nachrichten brachte. Diesen Radiosender, der überall ertönte, mit seinen Protestliedern, mit seinem Dringlichkeitsgetue, das allen an den Nerven zerrte. Sie stellte lieber die nostalgischen Sendungen ein:

»Herzen im Gleichklang«, »Wir waren alle einmal jung«, »Nächte der Vorstadt«. Ganze Abende verbrachte sie so und bestickte riesige Tischtücher und Bettlaken für irgendeine adlige Alte, die sie für den Spinnendienst ihrer Hände gut bezahlte.

Jenes frühlingshafte Haus des Jahres 86 gab ihr Geborgenheit. Vielleicht war es das Einzige, was sie liebte, der einzige Ort, den die Tunte von der Front je ganz für sich gehabt hatte. Daher der Eifer, mit dem sie die Wände wie eine Hochzeitstorte dekorierte. Sie cremte Vögel, Fächer, Vergissmeinnichtranken an die Simse, legte farbenprächtige Tücher aus chinesischer Seide über das unsichtbare Klavier. Um die alten Kisten wickelte sie fransigen Tüll und benutzte sie als Möbel. Die schweren Kisten, die sie für diesen jungen Mann aufbewahrte, den sie im Laden kennengelernt hatte, diesen gutaussehenden Burschen, der sie um den Gefallen gebeten hatte. Es seien nur Bücher, verbotene Bücher, hatte er gesagt mit seinem feuchten Lilienmund. Mit dieser Stimme, die so männlich war, dass sie unmöglich ablehnen konnte, diesem Timbre, das in ihrem wasserstoffblonden Vogelköpfchen immer noch nachhallte. Warum ihm Fragen stellen, wenn er doch sagte, er heiße Carlos weiß nicht wie, studiere weiß nicht was an weiß nicht welcher Universität, und ihr blitzschnell einen Ausweis zeigte, auf den sie nicht einmal einen Blick warf, weil sie ganz im Bann dieser dunkelvioletten Augen stand?

Die ersten drei Kisten stellte er ihr in den Flur. Sie aber sagte mit Nachdruck, dass sie störten, er solle sie

ins Schlafzimmer schaffen, dort könne sie sie als Nachttisch benutzen und ihr Radio daraufstellen. Nur wenn es keine allzu große Mühe macht, das Radio ist meine einzige Gesellschaft, sagte sie errötend und mit dem Gesicht eines verwaisten Lämmchens, während sie auf die funkelnden Schweißperlen starrte, die wie ein Band um seine Stirn lagen. Die restlichen Kisten ordnete sie im leeren Raum ihrer Phantasie an, als richte sie ein Filmset ein: Hierher, Carlos, vor das Fenster. Nein, Carlos, nicht so nah nebeneinander, so sehen sie ja aus wie Särge. Weiter in die Mitte, Carlos, als Beistelltischchen. Nicht hochkant, Carlos, lieber flach oder auf die Seite, Carlos, als Raumteiler. Weiter nach vorn, Carlos, weiter rechts, entschuldige, weiter links, wollte ich sagen. Bist du müde? Lass uns ein bisschen ausruhen. Willst du einen Kaffee? Wie eine Brummbiene schwirrte sie im Haus umher, im Federkleid ihrer Stola aus: Ja, Carlos. Nein, Carlos. Vielleicht, Carlos. Schon möglich, Carlos. Als stickte die Wiederholung des Namens seine Buchstaben in die vom Echo seiner Nähe gurrende Luft. Als bestünde das Pedal dieser Tratschzunge darauf, ihn ständig auszusprechen, zu rufen, ihn zu lecken, seine Silben zu schmecken, ihn zu kauen, sich vollzustopfen mit diesem Carlos, diesem Namen, der so tief war, so weit, dass sie bald nur noch ein einziger Seufzer war, selig verharrte zwischen dem C und dem A dieses C-arlos, in dessen Gegenwart das g-anze Haus erstrahlte.

Ständig kamen neue Kisten an, immer noch mehr Kisten, immer noch schwerere Kisten, die Carlos mit seiner

männlichen Muskulatur hereinschleppte. Und die Tunte erfand immer neue Möbel, die er mit Bezügen und Kissen dekorierte, um das geschwätzige Geheimnis der Sarkophage zu verbergen. Dann kamen die Treffen, um Mitternacht, im Morgengrauen, wenn das Viertel ein Chor aus Schnarchern und Furzern war, die aus vollem Rohr die Marseillaise des Schlafes donnerten. Mitten im Platzregen und patschnass kamen Carlos' Freunde an und versammelten sich auf dem Dachboden. Und einer blieb an der Ecke stehen und spielte den Ahnungslosen. Carlos hatte sie um Erlaubnis gefragt, hatte mit seinen Luchsaugenwimpern geklimpert. Das sind Freunde von der Uni, die nicht wissen, wo sie lernen sollen, und du hast ja ein großes Haus und ein noch größeres Herz. Wie hätte sie da Nein sagen sollen, wo sie doch jedes Mal vor Schweiß troff, wenn sich ihr dieser rassige Mann näherte. Und außerdem waren die jungen Hüpfer, soweit sie sehen konnte, gut erzogen und gepflegt. Die kann man als Freunde durchgehen lassen, dachte sie, während sie Kaffee servierte, mit der Zungenspitze den Glanz ihrer Lippen auffrischte und laut die Liebeslieder mitsang, die aus dem Radio schallten: *»Du hast mich zugeritten, und deshalb frage ich mich jetzt«*, all die frivolen Sätze, mit denen sie diese Studenten ganz aus dem Konzept brachte. Dann würgten sie ihr die Inspiration ab, indem sie so lange am Knopf drehten, bis sie diesen Horror von Nachrichten eingestellt hatten.

HIER SPRICHT RADIO COOPERATIVA:
GEWALTTÄTIGE ZWISCHENFÄLLE
UND BARRIKADENKÄMPFE WERDEN
DERZEIT AUS DER ALAMEDA BERNARDO
O'HIGGINS GEMELDET.

Wenn die laue Augustluft in das Haus wehte, war es ein richtiges Schmuckstück. Ein Bühnenbild aus »La Pergola de las Flores«, mit Hollywoodeifer aus Resten improvisiert. Ein orientalischer Palast mit Baldachinen aus Kreppseide und alten Schaufensterpuppen, die sie mit ihrer Tulpentuntenphantasie zu Engeln der Apokalypse oder römischen Zenturionen aufgemotzt hatte. Aus kleinen und großen Kisten waren bequeme Throne, Sessel und Diwane geworden, auf denen die wenigen schwulen Freundinnen, die sie besuchten, die Beine ausstreckten. Eine kleine Schar von Tunten, die zum Tee vorbeikamen und sich wieder verzogen, bevor »die Männer der Dame« eintrafen, wie sie stichelten, während sie gleichzeitig darauf drängten, dieses Arsenal an muskulösen Verehrern der Hausherrin kennenzulernen. Aber sie war ja nicht blöd und räumte schön die Tässchen ab, schüttelte die Krümel aus, komplimentierte sie zur Tür hinaus und meinte, diese jungen Kerle wollten nicht noch mehr Schwestern kennenlernen.

Die Versammlungen wurden immer häufiger, die Männerparaden in ihrem Schatzkästchen nahmen zu, irgendwann war es ein einziges Hoch und Runter auf der ausgefransten Treppe, die vor lauter Getrampel Gefahr lief,

sich in ihre Einzelteile aufzulösen. Carlos lenkte sie mit viel Wortgetöse ab, damit sie ja keinen der vermummten Besucher sah. Nicht einmal er durfte an manchen Versammlungen teilnehmen und versperrte ihr den Weg, wenn sie mit neugieriger Freundlichkeit Kaffee anbieten wollte. Die müssen doch vor Kälte sterben da oben, sagte sie, die Augen auf Carlos' unbestechliches Gesicht gerichtet. Und überhaupt: Warum darf ich nicht da hoch, immerhin ist das mein Haus. Dann ließ Carlos die Deckung fallen, nahm sie bei den Armen und senkte seinen Falkenblick in ihre Taubenunschuld. Das sind Männerangelegenheiten, du weißt doch, dass sie es nicht mögen, wenn man sie beim Lernen stört. Es steht eine wichtige Prüfung an, und außerdem sind sie gleich fertig. Komm, setz dich, lass uns ein bisschen reden.

Carlos war so gut, so sanft, so liebenswürdig. Und sie war so verliebt, so gefesselt, so verträumt, wenn sie ganze Nächte mit ihm verplauderte, während oben die Versammlungen stattfanden. Manchmal saß sie auch einfach nur schweigend da und betrachtete die Müdigkeit seiner im fuchsienfarbenen Satin der Kissen vergessenen Beine. Eine samtene Stille streifte seine bläuliche, unrasierte Wange. Eine zähe, wegnickende Stille drohte ihn zu überwältigen, eine Stille von federnhafter Schläfrigkeit: Bleischwer kippte sein Kopf weg, und sie, ganz aufmerksam, ganz Watte, ganz Feingefühl, zog das Schaumstoffkissen zurecht, um es ihm bequem zu machen. Dann diese Glätte, dieses Rüschige, dieses Wedeln des weichen Hand-

schuhs, der sich seinem Gesicht näherte und es berühren wollte. Dann der Schreck, der Krampf durch die elektrische Berührung, die ihn aufweckte, dann fuhr er hoch und tastete wild um sich, als suchte er etwas: Was gibt's? Was ist los? Nichts, du bist eingeschlafen. Möchtest du eine Decke? Gern. Sind sie immer noch nicht fertig? Du musst mich wachhalten, erzähl mir was von dir, aus deinem Leben. Hast du noch einen Kaffee für mich?

Getrennt durch Kulissenwände aus Rauch, denn rauchend versuchten sie, das Wachsein einzusaugen, webte sie das Warten, verknüpfte sie in dem tunterapunzeligen Tonfall ihrer Stimme Gedächtnisfetzen, kleine, flüchtige Erinnerungen. Fragmente eines hurenden Herumirrens durch namenlose Gassen, durch schmutzige Straßen, im Schlepptau ihr erkalteter »tropischer Traum«. Ihr Schwulantenschwung im Wogen der Nacht, im willigen Rhythmus irgendeines betrunkenen Tanzpartners, erlöst von ihrem Schicksal für ein paar Stunden, für ein paar Münzen, wild vögelnd die Waisenkälte teilend. Mit jedem scheuerwilligen Herumtreiber, der sich am Leben schadlos hielt, indem er mit dem Schwanz das Unglück feilte. Danach eine steife Unterhose, ein vergessener Strumpf, eine leere Flasche ohne Post, ohne Ziel, keine Insel, kein Schatz und keine Karte, die ihrem Schwalbenherz den Weg weisen würde. Ihrem schäumenden Herzen eines Kolibrikindes, durch den Tod der Mutter schon früh zur Waise geworden. Ihr nervöses Eichhörnchenherz, das erschrak beim Schrei des Vaters, beim Hieb auf den Hintern, der vom erzieherischen Ledergürtel gezeichnet war.

Ich solle ein Mann werden, sagte er, deshalb schlage er mich. Er wolle sich nicht schämen müssen, sich nicht anlegen müssen mit seinen Freunden von der Gewerkschaft, die ihm an den Kopf warfen, ich sei ihm ja wohl andersrum geraten. Und das ihm, der so männlich war, der so groß auftrumpfte bei den Frauen, der so gut ankam bei den Huren, der eben besoffen war damals, als er mich betatschte. Sein Elefantenkörper, der glühte über dem meinen, wenn er mich harkte, wenn er mich im Halbdunkel des Zimmers erstickte, wo ich verzweifelt mit den Flügeln schlug wie ein weichgeklopftes Huhn, wie eine gerupfte Taube, nicht kräftig genug, nicht mutig genug, der Wucht seines steifen Nervs zu widerstehen, der sich wie eine Wurzel in mich grub. Und dann die gleiche Niedergeschlagenheit, das gleiche bedrückende Ich-erinnere-mich-nicht-mehr, der gleiche vergessene Strumpf, das gleiche mit roten Blütenblättern betröpfelte Laken, die gleiche Glut, die gleiche leere Flasche mit ihrem S. O. S., die im rosenroten Wasser des Waschbeckens Schiffbruch erlitt.

Ich sei ein weibischer Taugenichts, den meine Mutter ihm als Strafe hinterlassen habe, sagte er. Deshalb fasse er mich hart an, deshalb bestehe er darauf, dass ich mich mit anderen Kindern prügele. Aber ich konnte mich nie behaupten, nicht einmal bei Kindern, die jünger waren als ich, es war mir egal, wenn sie triumphierend herumrannten mit dem roten Rotz aus meiner Nase auf ihren Fäusten. Die Schule rief mehrmals an und forderte ihn auf, mich zu einem Psychologen zu schicken, aber er weiger-

te sich. Die Lehrerin sagte, ein Arzt könne mich in den Stimmbruch bringen, nur ein Arzt könne mir diesen eierigen Gang austreiben, dieses gezierte Trippeln, das die anderen Kinder zum Lachen brachte und ihren Unterricht störte. Er aber erwiderte, das sei alles Quatsch, nur der Militärdienst könne mich wieder hinbiegen. Als ich achtzehn wurde, schrieb er mich ein, sprach mit einem befreundeten Offizier, damit ich in dessen Regiment aufgenommen würde. Carlos' Müdigkeit war wie weggeblasen, mit gesenktem Kopf nippte er an seinem Kaffee. Dann warst du also beim Militär? fragte er und starrte auf die Lerchenhände, die auf ihren Knien ruhten. Spinnst du? Nicht mal im Traum. Deswegen bin ich doch von zu Hause weg und habe ihn nie wiedergesehen. Das Geräusch von Schritten auf dem Dachboden zeigte an, dass die Versammlung zu Ende war. Den Rest erzählst du mir morgen, sagte Carlos wie im Geheimen, während er aufstand und plötzlich so lang war, so groß, dass sie zu ihm hinaufblicken musste und dabei mit den Fransen des Vorhangs spielte.

Du fragst mich, wie das früher bei mir war.
Wo man doch glauben muss, bevor man liebt.
Das Leben geben, ohne doch zu sterben,
das ist die Liebe, und nicht das, was du da spü-ürst.